



Peter Kunkel

Die Schachtel des Missionars

ein Roman in Briefen

Leseprobe

Brief 3

Französisch

Brüssel, den 20. Oktober 1974

Lieber *Père* Alphonse,

ja, es gibt mich noch. Wundert Ihr Euch, dass ich mich wieder melde?

Ja, ich war verschollen, nachdem ich Kabungu verlassen hatte. Drei Jahre Wehersatzdienst habe ich bei Euch absolviert, und als ich zurückkam nach Brüssel und fragte, ob die Herrschaften auf dem Verteidigungsministerium mir helfen würden, mich wieder irgendwo einzugliedern, zuckten sie nur mit den Schultern. Soweit käm's noch, dass sie allen, die ihren Wehrdienst abgeleistet hätten, eine Stelle suchen würden, und ich hätte mich ja sowieso vor dem Militärdienst gedrückt und nach Afrika verzogen. Boys und ewiger Sonnenschein, das wollten sie auch mal haben. Lehrer sind Sie? Dann gehen Sie doch aufs Schulamt! Aufs französischsprachige, wohlgemerkt. Dass ich kein Flame bin und nicht auf Flämisch Unterricht geben sollte, wusste ich auch so.

Auf dem Schulamt waren sie auch nicht sehr freundlich. Man merkte, sie hatten einen ziemlichen Überhang an zurückkommenden Kriegsdienstverweigerern, „und wir nehmen sie auch nicht gern. Wissen Sie, drei Jahre die kleinen Neger“ - sie sagten wirklich „Neger“ und nicht „Afrikaner“ oder „Kongolesen“ -, also „die kleinen Neger unterrichtet zu haben, ist keine Empfehlung für eine hiesige höhere Schule. Was hatten wir schon für Schwierigkeiten mit solchen Rückkehrern. Sie rechnen halt mit der Auffassungsgabe, an die sie sich da unten gewöhnt haben. Aber Sie können in ein paar Monaten mal wiederkommen. Was? In Brüssel wollen Sie auch noch bleiben? Auch das noch! In Saint Hubert wär's wirklich einfacher...“

Zwei Jahre habe ich mich mit Hilfsarbeiten aller Art durchgebissen. Ich habe in einer Molkerei Tablettts mit Milch-, Jogurt- und Sahneflaschen von einer Ecke in die andere

gefahren, Gebrauchsanweisungen und Werbung ins Flämische und Spanische übersetzt (sehr schlecht bezahlt), auch einen schlechten Briefroman aus dem Deutschen ins Französische übertragen, ich hab Führungen durch das Afrika-Museum in Tervuren gemacht und durch die zoologische Sammlung im Naturkunde-Museum. Selbst in einer Reinigungsfirma war ich kurzfristig beschäftigt. *Père*, es hat mich vor mir selbst geekelt, und ich wollte mich nicht bei meiner alten Bekanntschaft zeigen. Ich habe alle Kontakte zu früheren Kumpeln abgebrochen. Manchmal hatte ich Lust, Euch zu schreiben. Ihr wart schließlich mein Mentor in den kongolesischen Jahren. Aber ich hab nicht den Dreh gefunden und auch nicht den Mut. Die Nachrichten vom Kivusee waren nicht so, dass ich mich getraut hätte, meine persönliche Misere vor Euch auszubreiten. Schließlich schienen andere Rückkehrer ganz zufrieden mit ihrem Leben.

Gott hilft immer, habt Ihr einmal behauptet, als es im Kivu noch einigermaßen friedlich zugeht. Vielleicht kann ich auf Gottes Konto rechnen, dass ich jetzt, nach drei Jahren, eine Hilfslehrerstelle an der *Sainte-Gudule*-Schule bekommen habe. Ich glaube allerdings eher, dass Jacques van Uitenhoven, der von der Kaffeeplantage in Kalinge, mir dazu verholfen hat. Sonntags habe ich mir manchmal geleistet auf die *Avenue de la Toison d'Or* [Straße des Goldenen Vlieses, eine der großen Verkehrsadern von Brüssel] zu gehen, auch mal Mensch zu sein und auf dem Bürgersteig vor einem Café einen *Eclair* zu mir zu nehmen und einen Kaffee dazu. Da kam Jacques vorbei. Er setzte sich zu mir und erzählte mir zunächst von den ‚Alten vom Kongo‘. Er hat Kontakt zu allen, so schien es mir wenigstens. Es scheint sein Lebensinhalt zu sein, Kontakt zu den ‚Alten‘ zu halten. Nun gut. Irgendwann war er aber doch mit seinem riesigen Bekanntenkreis am Ende und begann zu bohren, was ich denn so mache. Er bohrte, bis er alles wusste, hatte tausend Ideen, was ich anders und besser machen könnte und müsste. Es war furchtbar. Als ich nach Hause kam, rief er bereits an. Ich solle mal zur Direktorin der *Sainte-Gudule*-Schule gehen. Die sei auch eine ‚Alte‘ vom Kivu, nein, lange vor meiner Zeit. Damals sei sie noch Chefin der Mulattenschule in Rutshuru gewesen. Ja, das hätte es damals gegeben, eine spezielle Schule für Kinder von Belgiern mit Eingeborenen. Aber das sei ja egal. Einen Hilfslehrer könne sie unterbringen, hätte sie gesagt. Und der bin ich nun. Es ist eine Schule für höhere Töchter - ja, das gibt es noch (im Gegensatz zu den Mulattenschulen der Kolonialzeit), und diese ist besonders privilegiert, denn hier sollen auch Prinzessinnen aus königlichem Geblüt und anderen Adelsprossen die Grundlagen der Zivilisation beigebracht werden.

Jacques redete und redete, bis ich ihm völlig betäubt versprach, die Direktorin dieser Edelschule aufzusuchen. Wieder allein, erholte ich mich langsam und bereute, dass ich es ihm versprochen hatte, sagte mir aber, dass die Aussicht, angestellt zu werden, gleich null war und ich also nichts riskiere, wenn ich mich dort vorstellte. Wenn die Direktorin einfach unverschämt fand, dass ein Schnösel aus einer Buschschule sich bei ihr zu zeigen wagte, war nicht viel verloren. Sie empfing mich zuvorkommend und höflich.

Doch sie könne mich schon brauchen, sie zögerte etwas, natürlich nur auf einem Hilfslehrerposten, und ob der nach Jahresfrist verlängert werden könne, sei die Frage. Ob ich es trotzdem versuchen wolle? Ich hätte drei Klassen zu unterrichten. Zwei seien jüngere Mädchen, dreizehn, vierzehn Jahre, brav, nicht sehr aufmerksam und immer bereit zu

kichern, aber gut zu handhaben. Die dritte Klasse, 11A, bestehe aus Sechzehn-, Siebzehnjährigen.

„Nur neunzehn Mädchen, eine unserer kleinsten Klassen“, erklärte die Direktorin, „was ja ein nicht zu unterschätzender Vorteil ist. Es ist ein besonderer Vertrauensbeweis, dass Sie jetzt schon diese Klasse bekommen. Wir wissen, dass Sie pädagogische Erfahrung haben, aber Sie werden etwas umdenken müssen. Es ist eine ausgesprochen intelligente Klasse.“

Findet Ihr, *Père* dass das besonders vertrauenerweckend klingt?

Die Direktorin führte mich ins Lehrerzimmer, und erklärte, wer ich sei und dass ich die 11A bekäme, sogar als Klassenlehrer.

„Ach du lieber Gott“, fuhr es einem meiner Altersgenossen heraus.

„O je“, meinte ein anderer.

Ich wurde an eine *Madame Bourdon* gewiesen. „Sie hat die Klasse im letzten Schuljahr unterrichtet, in den gleichen Fächern, glaube ich.“

Madame Bourdon war eine ältere Dame, freundlich, energiegeladen und von robuster Statur. Ich hatte das Gefühl, von ihr etwas präzisere Auskünfte bekommen zu können.

„Wer hat Sie denn ausgerechnet zu mir geschickt?“ fragte *Madame Bourdon*.

Ich wusste nicht mehr, wer genau es gewesen war.

„Hat er Ihnen dazu gesagt, dass ich mich nach einem Jahr mit der Klasse geweigert habe, sie dieses Jahr wieder zu übernehmen? Dass ich sogar mit Kündigung gedroht habe, wenn man mich zu zwingen versucht?“

Ich bekam eine Gänsehaut.

„Also: Es sind alles Mädchen aus der Hautevolee, intelligent - erstaunlich bei der Herkunft, nicht wahr? -, fast alle belesen, weitgereist, praktisch vom Babyalter an gereist, auch hübsch und attraktiv, soweit ich das als Frau beurteilen kann. Sie haben zweieinhalb Prinzessinnen in der Klasse. Alexandra und Eugénie sind Vollblutprinzessinnen, die Anspruch auf die Anrede ‚Königliche Hoheit‘ haben (die zu benutzen das Lehrerkollegium einmütig abgelehnt hat). Die sozusagen halbe ist Angélique De Smets. Sie hat eine Mutter aus dem Hause Coburg-Gotha und ist sehr empfindlich, wenn das nicht gebührend beachtet wird. Übrigens: rund ein Drittel der Klasse kommt aus adeligen Häusern aller Abstufungen. Sie tun gut daran, bei den Vornamen zu bleiben.“

Und nun, wie es im Unterricht zugeht. Aufmerksam sind alle. Sie lauern nämlich ständig, nicht ob Sie einen Fehler machen – daraus machen sie sich nichts -, sondern ob sich aus Ihrem Vortrag irgendein Argument ergibt, das man weiter entwickeln kann. Sie ahnen nicht, welchen Scharfsinn und welchen Erfindungsgeist sie entwickeln. Sie sind ein perfektes Team. Wenn einer Sprecherin nichts mehr einfällt, greift sofort eine andere das Thema auf und entwickelt es weiter, in immer fantastischeren und groteskeren Bahnen. Sie haben alle Mühe, den Unterricht in einigermaßen geordnete Bahnen zurückzulenken, und wenn Sie es

fast geschafft zu haben glauben, kommt eine der beiden Außenseiterinnen mit einer These aus dem Hintergrund ihrer Familientradition, und der Sturm bricht wieder los. Die eine ist Protestantin, Geneviève, Französin hugenottischer Abstammung - sie trägt immer das Hugenottenkreuz auf ihrem freigiebigen Busen -, aber die andere ist noch schlimmer. Sie ist Afrikanerin. Ihr Vater ist ein scharfer Antikolonialist und möchte zu den Wurzeln seiner Vorfahren zurück. Leider hat er sich mit der Regierung daheim übers Kreuz gelegt und lebt hier in der Verbannung. Ich denke, er ist froh, wenn auch nur im Verborgenen, seine Tochter jetzt in diese Eliteschule der verhassten Kolonialisten schicken zu können. Das Mädchen hat wohl einmal einen christlichen Vornamen gehabt. Den verschweigt sie sorgfältig und muss Uedji genannt werden, nach irgendeiner ihrer erlauchten Ahnfrauen. Meiner Ansicht nach ist sie die intelligenteste von allen. Sie nimmt das muntere Treiben oft mit einer vielleicht von Afrika aus verständlichen Bemerkung wieder auf, und dann können Sie sehen, wie Sie wieder herauskommen, ohne als Rassist dazustehen. Na, vielleicht nützt Ihnen Ihre Afrikaerfahrung etwas.“

Das glaubte ich nun nicht, gab aber meinem Zweifel keinen Ausdruck.

Madame Bourdon hatte ihren Sack noch nicht geleert.

„Wissen Sie, solche Schaudiskussionen sind nicht schlecht. Manchmal machen sie auch Spaß. Aber alle Tage, das hält niemand auf die Dauer durch. Entschuldigen Sie, das ist nicht sehr aufmunternd. Das Schlimme ist, dass man nicht umhin kommt, die verwöhnten Bälger gern zu haben. Womit man sich ihnen vollständig ausliefert. Und sie sehen es sofort. Es ist wie ein Raubtier mit neunzehn, nein, achtunddreißig Augen. Ein Auge wacht immer, und die anderen gehen sofort auf, wenn eine Beute in Sicht ist.“

Sie sah mich nachdenklich an.

„Was sich *Madame Lenoir*“ – die Direktorin – „gedacht hat, dass sie einen so jungen Mann diesen Raubtieren zum Fraß vorwirft, möchte ich gern wissen. Hat sie wirklich niemand anderen mehr? Sie sind ja fast noch im gleichen Alter wie die Mädchen.“

Ich lehnte jegliche Einführung durch die Direktorin oder *Madame Bourdon* ab. Ich wollte den Löwenkäfig allein betreten. Oder Löwinnenkäfig. (Ihr wisst ja, wieviel selbstbewusster und gefährlicher Löwen weiblichen Geschlechts sind.) Vor der Klassentür wäre ich beinahe doch noch umgekehrt, um Hilfe zu holen. Es war verdächtig leise hinter der Tür.

Ich trat ein. Mucksmäuschenstill saßen die Mädchen an ihren Tischen. Nur die Augen glitzerten. Alle. Auch die des schwarzen Mädchens, wie hieß sie doch gleich? Es war sofort sichtbar, dass sie sich für diesen Augenblick gekleidet, ich würde fast sagen, entkleidet hatten. Ausgedehnteste Ausschnitte, auch bei denen, die eher flachbrüstig waren. Die Ansätze der Brüste waren bei den besser ausgestatteten bis fast auf die Brustwarzen entblößt. Ich dachte an *Madame Bourdon*s letzte Worte. Ich war wirklich kaum älter als diese Mädchen. Mit unsicherer Stimme stellte ich mich vor, verhaspelte mich prompt und blieb stecken. Nach und nach erschien ein Lächeln auf den Gesichtern, ein amüsiertes, ein spöttisches, vielleicht auch ein wenig mitleidiges. Auf Uedjis Gesicht ein verächtliches, wie ich es in Kabungu oft gesehen hatte. Würden sie jetzt über mich herfallen? Nein, sie wollten

ihr neues Häschen nicht erstarrt sitzen sehen, nur an der zuckenden Nase noch als lebendig zu erkennen. Erst mal streicheln. Sie halfen mir zuvorkommend, regelrecht artig, auch herablassend - aha! der Adel -, sie halfen mir also, unser Jahresprogramm zu entwickeln, was mehr als eine Gelegenheit bot, einen Diskussionsturm loszulassen. Aber sie hielten sich zurück. Das Häschen sollte erst einmal zutraulich auf sie zugehoppelt kommen.

Ich versuchte unauffällig nach dem Hugenottenkreuz zu spähen. Ich hatte keine Ahnung, wie es aussah. Wie sollte ich? Ich kannte keine Hugenotten.

„Geneviève sitzt da hinten“, sagte eine junge Dame direkt vor mir.

Geneviève nahm das Kreuz ab und reichte es nach vorn. Die junge Sprecherin hielt es mir hin. Es war noch warm von dem in der Tat tiefen und breiten Ausschnitt, auf dem es gerade gelegen hatte.

„Sieht fast wie ein deutsches eisernes Kreuz vom Antiquitätenmarkt auf der *Place du Grand Sablon* aus, nicht?“, erklärte Geneviève freundlich. „Die Taube darunter soll natürlich den Heiligen Geist symbolisieren. Zwischen den Armen des Kreuzes sind die königlichen Lilien von Frankreich eingefügt. Wir sind eine kleine selbstbewusste Gemeinschaft.“

Die Klasse wusste also genau, was man mir über sie erzählt hatte. Und sie lasen in meinem Gesicht wie in einem offenen Buch. Warum ausgerechnet die bourbonischen Lilien zum Hugenottenkreuz gehörten, wo doch das Haus Bourbon die Hauptschuld am Unglück dieser Protestanten trug, wenn nicht die ganze, verstand ich nicht. Ich traute mich nicht zu fragen. Vielleicht wusste es Geneviève auch nicht. Ich gab das Kreuz wortlos zurück.

Ein ganzes Jahr soll ich es mit denen aushalten! *Père*, ich fürchte mich.

Wenn ich sagen würde, das Feld ist fast so steinig wie die Hirne der Shenijugend in Kabungu, wäre das in gemeiner Weise übertrieben. Afrika ist überall, erklärte mir Jacques, als ich ihn wieder traf. Er ist schon eine Weile wieder in Brüssel. Der große Manitu hat ihm seine Plantage weggenommen und an den Schwager des Onkels von Manitus kleiner Freundin, einer der kleinen Freundinnen, ‚verkauft‘. Na schön, was wird der bezahlt haben? Wenn er überhaupt was bezahlt hat.

Jacques hatte übrigens auch Isabeau einmal getroffen, Ihres Freundes Delvaux schönes Töchterlein: Auch ihm hat der große Manitu seine schöne Teeplantage weggenommen. Alle sammeln sich hier in Brüssel.

Ihr nicht. Jacques meint, ich solle Euch unbedingt schreiben. Gerade wenn es so schlimm in Kabungu zugeht, bräuchte auch der Diener des Herrn Zuspruch, selbst von einem so jungen Spund wie mir. Was ich nicht so recht glaube. Aber Jacques redete mir wieder die Hucke voll, bis ich schließlich eingeknickt bin. Ich solle doch mal im Mutterhaus Eures Ordens anrufen und fragen, ob Ihr überhaupt noch in Kabungu seid. Das Mutterhaus ist von dem Loch, in dem ich hause, ungefähr so weit entfernt wie Kabungu von Delvaux‘ Rukarabwa, und ich war neugierig. Ich machte also einen Morgenausflug dorthin.

Ich kann nicht sagen, dass Eure Mitbrüder großzügig mit ihren Auskünften gewesen wären. Sie stellten eine Menge Fragen nach meinem Woher und Wohin, wollten Details über meine Arbeit in Kabungu wissen und wie lange ich dort Unterricht gegeben hätte. Dass es drei Jahre waren, die ganze Zeit meines Ersatzdienstes als Kriegsdienstverweigerer, nahmen sie ungerührt hin. Sie rechnen, so scheint es, bereits mit himmlischen Zeiträumen. Schließlich gaben sie mir die Adresse, betonten aber sofort, dass es sich nicht um eine Mission mit Schule handle, sondern dass Sie dort ein ganz gewöhnlicher Gemeindepfarrer seien, allerdings mit einer riesigen Pfarrei. Das Land leide unter großem Priestermangel. Wie Belgien eigentlich auch, fügte der *Père* hinzu, der mich empfangen hatte, und lächelte. Ich hätte gar nicht gedacht, dass er dazu fähig sei.

Guatemala.

Père, Ihr sind auf die Butterseite gefallen. Wir sitzen in diesem hässlichen Brüssel (läuft einmal die *Rue de la Loi* - ‚*Wet Straat*‘ -sagt Ihr - hinunter mit ihren grässlichen EG [Europäische Gemeinschaft]-Gebäuden, sitzen anschließend in einem Café auf der *Avenue de la Toison d’Or* und starren trübsinnig in das Dauergeniesel hinaus, und Ihr überquert die kurze Strecke vom Pfarrhaus zu Eurer weißschimmernden Kirche unter tiefblauem Himmel (so blau wie auf den Fotos in den Bildbänden kann er gar nicht sein). Indianerinnen in farbenprächtigen Trachten, Gewändern muss man fast sagen, empfangen Euch und Euren Segen und knien zur Messe nieder. ‚*Père*‘, nein, dass passt nicht mehr. Ich sehe Euch eher in der Rolle Bartholomé de las Casas‘. Einen sanftmütigen Vater der Indios [Indianer] sehe ich. Sie können nicht mehr der derbe Priester sein, der mit seinem Gegrummel und Geschimpfe die Herzen der Sheni höher schlagen ließ (zumal sie genau wussten, dass sich dahinter eine tiefe – und mir manchmal unbegreifliche - Zuneigung verbarg). Alphonse muss zu Alfonso geworden sein und der *Père* ein *Padre*, umgeben von Glanz und Demut der spanischen Kirche. Ich kann nicht umhin, Euch helfen zu wollen, auf dass Ihr Euch an die neue Rolle gewöhnt, und werde Euch in Zukunft nur noch ‚*Padre*‘ nennen (eben gebärdet er sich noch demütig und schon wird er frech, denkt Ihr jetzt. Wahr. Aber Ihr kennt mich ja).

Ob Ihr trotzdem mal etwas von Euch hören lasst?

Ich wünsche Euch ein sanftes Eingewöhnen und Freude an Euren neuen Schäfchen. Sie müssen doch sehr anders sein als die schwarzen Brüder am Kivusee. Wünscht mir bitte dasselbe mit meinen ungebärdigen Teenagern, nein, Teenagerinnen (das Weibliche ist zu dominant für eine neutrale Bezeichnung).

Seid gegrüßt.

Jean-Pierre

